

**Markus Meckel**

**Rede zur Eröffnung der Ausstellung im Theologischen Konvikt:**

**Das Sprachenkonvikt als Ort geistiger Freiheit<sup>1</sup>**

**14. Oktober 2023**

In der DDR gab es verschiedene Möglichkeiten, Theologie zu studieren: Sechs Universitäten hatten eine Theologische Fakultät bzw. Sektion: Berlin, Greifswald, Rostock, Halle, Leipzig und Jena. Dazu kamen drei Kirchliche Hochschulen mit jeweils einem verschiedenen historischen Hintergrund: das Sprachenkonvikt, das Katechetische Oberseminar Naumburg, also ursprünglich für die Ausbildung von Katecheten bestimmt, und das Theologische Seminar Leipzig, hervorgegangen aus der Ausbildung für Missionare durch die Leipziger Mission. Gewissermaßen als Fachhochschule kam das „Paulinum“ im Berliner Missionshaus dazu. Die Katholische Kirche hatte ihre Hochschule in Erfurt.

Heute geht es hier um das Sprachenkonvikt – vieles, das dazu gesagt wird, gilt auch für die anderen beiden Kirchlichen Hochschulen in Naumburg und Leipzig. Sie waren der letztlich gelingende Versuch der evangelischen Kirchen in der DDR, eine eigenständige Theologieausbildung unabhängig vom Staat zu etablieren. Dies erwies sich als nötig, um zu verhindern, dass der Staat unmittelbaren Einfluss auf die theologische und ganz praktische Ausbildung von Theologen nimmt und sowie auf die Auswahl des Pfarrernachwuchses. Mit Recht sah sie die Gefahr, dass sonst Loyalität zum Staat zur Voraussetzung des Pfarrernachwuchses wird.

Das „Sprachenkonvikt“ war bis zum Mauerbau 1961 gewissermaßen ein östlicher Ableger der Kirchlichen Hochschule in Berlin-Zehlendorf (KiHo). Diese war von der Bekennenden Kirche 1935 für die theologische Ausbildung unabhängig vom Einfluss der Deutschen Christen und vom nationalsozialistischen Staat gegründet und sofort verboten worden. Bis 1941 arbeitete sie faktisch im Untergrund – eine wahrhaft abenteuerliche Geschichte! Nach dem Krieg wieder eröffnet wurde sie stark von Studenten der Sowjetischen Besatzungszone besucht. So wohnten hier die Studenten aus der DDR, hier wurden die Sprachen Griechisch, Latein und Hebräisch gelehrt, dazu einführende Vorlesungen in das Alte und Neue Testament und in die Kirchengeschichte.

Die eigentliche Geburtsstunde als selbständige Kirchliche Hochschule war dann nach dem Bau der Berliner Mauer und der faktischen Trennung von der KiHo die Entscheidung der Berlin-Brandenburgischen Kirche und der EKV, diesen Ort zu einer vollständigen, wissenschaftlich arbeitenden Hochschule auszubauen. So stand das Sprachenkonvikt von Beginn an in dem widerständigen Erbe der KiHo und unter dem ähnlichen Auftrag: Theologie zu lehren angesichts eines feindlichen gesellschaftlichen Umfeldes, die Freiheit des Evangeliums zu bezeugen und für die Studierenden unmittelbar erfahrbar zu machen. Eine Grundentscheidung war, ihr auch institutionell Unabhängigkeit zu geben – nicht nur vom Staat, sondern auch in der Kirche: nicht die Kirchenleitung oder das Konsistorium wurden das tragende Organ, sondern ein Kuratorium. Der erste Vorsitzende war Präses Kurt Scharf, dann ab 1963 für viele Jahre Propst Siegfried Ringhandt – beides Männer, die

---

[1] <sup>1</sup> Wichtige Informationen zum Sprachenkonvikt bei Rudolf Mau, Das Sprachenkonvikt 1950-1991.

Theologische Ausbildungsstätte der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg. Neufassung eines Vortrages, der am 4. November 1990 bei einem Absolvententreffen der Kirchlichen Hochschule Berlin-Brandenburg sowie am 7. Februar 1991 vor der Sozietät der beiden Kirchlichen Hochschulen in Berlin gehalten wurde; veröffentlicht in BThZ 9, 1992, 107-118 sowie in: Der Wahrheit Gottes verpflichtet. Theologische Beiträge aus dem Sprachenkonvikt Berlin für Rudolf Mau, hrsg. von Matthias Köckert, Berlin 1993, 11-25. Und bei Wolf Krötke, Das Profil des Berliner Sprachenkonvikts für die selbständige Theologenausbildung in der DDR, Überarbeiteter Vortrag auf einer Tagung des Vereins für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte am 18. April 2009 in Ziesar. ZThK 107. Jg., Heft 1, März 2010, 123-138

tief in den Erfahrungen der Bekennenden Kirche wurzelten. Assistenten an der KiHo, die aus dem Osten stammten, wurden flugs zu Dozenten gemacht – ich nenne nur Hans-Jürgen Hermisson (Altes Testament), Christoph Demke (Neues Testament) und Eberhard Jüngel (anfangs ebenfalls Neues Testament, doch wechselte er bald in die Systematische Theologie). Dazu kam bald Joachim Rogge, der an der Humboldt- Universität Schwierigkeiten hatte. Diese Entwicklung war auch in der Kirche keineswegs unumstritten. Wie ich einem Artikel von Wolf Krötke entnommen habe, sicherte Generalsuperintendent Albrecht Schönherr noch im März 1963 dem Staatssekretär für das Hoch- und Fachschulwesen zu, dass es sein Bestreben sei zu verhindern, „dass den Theologischen Fakultäten Konkurrenz gemacht werde“. In einer Notiz heißt es dort: Schönherr „begrüße diese staatliche Ausbildungsmöglichkeit für Theologen und wolle das Sprachenkonvikt allmählich wieder zu einer Stätte werden lassen, an der tatsächlich nur die alten Sprachen und Bibelkunde zur *Vorbereitung* auf das Theologiestudium vermittelt werden.“<sup>2</sup> Diese Beschränkung gelang ihm dann jedoch nicht.

Am Sprachenkonvikt wie an den anderen Kirchlichen Hochschulen (unterschiedlichen Namens) konnte man künftig in Freiheit und auf einem Niveau Theologie studieren, wie in Tübingen, Berlin-West, Göttingen oder Bielefeldt. Und der Staat hatte keinerlei Einfluss auf die Inhalte und Zugangsbedingungen, was für die Kirche und ihre Entwicklung in der DDR von zentraler Bedeutung war.

Ich selbst war nach der 10. Klasse von der Erweiterten Oberschule, vom „Grauen Kloster“ hier in Berlin geflogen – und hatte dann nur in Potsdam-Hermannswerder am Kirchlichen Oberseminar Abitur machen können. Nur die Kirchlichen Hochschulen ermöglichten mir ein Theologiestudium. Hier sitzt Richard Schröder, dem ging es ähnlich – und vielen anderen auch.

Der Wechsel zwischen diesen Hochschulen in Naumburg, Leipzig und Berlin war problemlos möglich und damit die Erfahrung großer Pluralität. An den staatlichen Universitäten war das so nicht vorgesehen. Ich kam 1974 aus Naumburg ans Sprachenkonvikt, wo mein Bruder Hans-Martin im Jahr zuvor begonnen hatte. Curt Stauss hatte mir das empfohlen, mit dem besonderen Hinweis auf Christoph Demke und Wolf Krötke. Durch diese beiden wurden die reflektierte biblische Botschaft und das Denken des Glaubens für mich zu einem die eigene Existenz durchschüttelnden und Orientierung gebenden tiefen Erlebnis. Das dogmatische Hauptseminar (zu Karl Barth, Friedrich Schleiermacher oder Dietrich Bonhoeffer etwa oder zur altkirchlichen Christologie) wurde über Jahre zum festen Bestandteil meines Stundenplans. Den stellte jeder sich selbst zusammen – anders als an den Universitäten, bei denen es feste Stundenpläne gab – oft 30 Wochenstunden. Ich belegte oft nur die Mindestzahl von 12-14 Wochenstunden – denn wie sollte man mehr schaffen, wenn man allein für die zwei Stunden Hauptseminar mindestens einen Tag Vorbereitung brauchte.

An den Universitäten war unter dem Begriff „Philosophie“ oft nur „Marxismus-Leninismus“ zu finden. Anders am Sprachenkonvikt. So traf ich 1974 zuerst auf Jörg Milbradt, der einen Lehrauftrag hatte, eigentlich mehr für die Sprachen – aber faktisch wurde er zu einem wichtigen Lehrer der Philosophie. Im kleinen Kreis lasen wir in seiner Wohnung morgens um 7.00 Uhr Hegel und Marx, Plato, Nikolaus von Kues u.a. – natürlich in den originalen Sprachen und verfolgten Satz für Satz deren Gedanken und versuchten, Zusammenhänge und Wahrheiten zu ergründen. Er vertrat eher die Einheit der Religionen, was dann wohl der tiefere Grund dafür war, dass er nicht als Dozent für Philosophie angestellt wurde. Ab 1977 lehrte Richard Schröder Philosophie am Sprachenkonvikt und in Naumburg. Seminare und Vorlesungen zu Kant und Aristoteles wurden für mich zu einem Erlebnis, das Horizonte eröffnete. Seine Vorlesung zu Hannah Arendt habe ich nicht mehr hören können. In informellen Gruppen und Kreisen blieben wir über die Studentenzeit hinaus verbunden – und am Thema in der denkenden Auseinandersetzung auch mit der gesellschaftlichen Realität in der DDR. Meine Arbeit zum 1. Theologischen Examen schrieb ich schließlich nach einem Nietzsche-Seminar bei

---

<sup>[2]</sup> 2Akttenotiz von Friederun Fessen, welche im Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen (SHF) damals für die Theologischen Fakultäten zuständig war, vom 18.04.1963.

Michael Jacob über Nietzsches Zarathustra (in der Ausstellung ist ein Foto von dem Ausflug des Seminars in den Spreewald). Er kümmerte sich dann auch darum, dass diese dann in den Nietzsche-Studien im Westen erschien. Und das alles – obwohl in der DDR Nietzsche verboten war!

Sie merken schon: Das Studium am Sprachenkonvikt war nicht schlicht eine Berufsausbildung zum Erlernen des Pfarrerberufs. Es galt, die Fragen des Glaubens zu ergründen und in einer atheistischen Welt und Gesellschaft sprachfähig zu werden, Gott und das Evangelium zu bezeugen. Der gesellschaftliche und ideologische Kontext, in dem wir in der DDR lebten, war dabei immer im Blick. Bei höchstens 150 Studenten kannten die Dozenten jeden Studenten und so war ein persönlicher Kontakt und oft auch die Begleitung im Gespräch in einem Maße Realität, wie das woanders kaum möglich war.

Besonders für die Studenten, die auch im Konvikt wohnten – und das waren die meisten – war die Gemeinschaft am Haus ein hohes Gut. Diese wurde durch die Mitarbeiter und ihre Persönlichkeit jeweils spezifisch geprägt. (Ich erinnere an Ursula Westphal als Hausmutter, wie das damals hieß oder die Chefin der Küche, Frau Sigrid Lankau.) Die gemeinsamen Andachten, das Mittagessen und besonders natürlich die legendären Feste spielten hier eine besondere und prägende Rolle. Ingeborg Becker hat als Ephora durch ihr Format, ihre Bedeutung und breite Vernetzung im kirchlichen Leben dem Sprachenkonvikt über viele Jahre eine besondere Aura verliehen.

In den 70er Jahren waren wir nun überzeugt, dass Freiheit und Selbstbestimmung auch die Strukturen des Studienbetriebs prägen soll. Man kann sagen, der 68er Geist schwappte auch zu uns, aus dem Westen über die Mauer oder auch aus Prag. Jedenfalls bemühten wir uns um eine Studienreform, welche eine Mitbestimmung der Studenten ermöglichen sollte. Dazu kam die Einrichtung einer Studienberatung, an der auch Studenten beteiligt waren, die helfen sollte, sich in dieser für die DDR völlig ungewöhnlichen Freiheit zu orientieren. Das gelang dann auch – und stellte sich schließlich auch als ausgesprochen wichtig heraus, denn so gab es einen Ort, wo am Ende auch schwierige Konflikte ausgetragen werden konnten.

Wie schon im Neuen Testament nachzulesen ist, gibt es in der christlichen Gemeinde immer wieder auch Konflikte – und so auch bei uns. Von einem will ich erzählen: 1974 feierte ein Studentenpaar seine Hochzeit in wunderbaren alten barocken Kostümen, die vom Theater ausgeliehen worden waren. Sie wandelten von hier zum Alexanderplatz, stahlen Unter den Linden dem Wachwechsel an der Alten Wache die Show und bekamen dann beim Standesamt ein Problem, als die dortigen Mitarbeiter sie „in diesem Aufzug“ nicht trauen wollten. Ein wortreicher Streit entfachte sich, aber es half nichts – das Paar musste sich umziehen und von Gästen ohne Kostüm sich unpassende Kleidung leihen, die dann als würdig angesehen wurde.

Dieser Vorfall wurde im nächsten Gespräch zwischen den staatlichen Stellen und der Konviktsleitung als „Widerstand gegen die Staatsgewalt“ gewertet. Der Druck des Staates wurde vom damaligen Rektor und dem Kollegium an die Studenten weitergegeben, schließlich sollten zwei (sie galten als Wiederholungstäter, denn sie hatten schon einmal einen „Kerzenmarsch“ durch die Stadt gemacht) exmatrikuliert werden: Matthias Reichelt, der 15 Jahre später Sekretär des Zentralen Runden Tisches werden sollte, und seine spätere Frau Gisela. Ich war damals Vorsitzender der Studentenvertretung und wir waren in der Studentenschaft nicht gewillt, das zu akzeptieren. Es gab eine denkwürdige und sehr sachliche, aber zur Sache hochstrittige Studentenvollversammlung mit den Dozenten und schließlich drohten wir einen Streik an. Am Tag zuvor wurde durch das Dozentenkollegium die Exmatrikulation in die Zwangsverschickung in ein Gemeindepraktikum umgewandelt und wir sagten den Streik ab. Wir fanden es schon bemerkenswert: Die Dozenten, Theologen also, verstanden ein Gemeindepraktikum als Strafe! Ich selbst erhielt dann noch einen „Verweis“, was immer das bedeutet, weil ich mit dem Streik ein Mittel in den Streit eingebracht hätte (so die Begründung), das „dem gesellschaftlichen Umfeld nicht entsprach“. Im Vorfeld hatte ich übrigens – vermittelt durch meinen Vater - das Gespräch mit Manfred Stolpe gesucht, um auch die gesellschaftlich-politische

Lage besser einschätzen zu können. Der wiederum wusste, dass ich schon in Hermannswerder einmal bei einer Streikorganisation beteiligt war, doch er verriet das dem Kollegium nicht – denn das hätte mich dann wohl den Kopf gekostet. Später aber gab es dann doch einen Brief des Rektors des Sprachenkonvikts an das Konsistorium, in welchem mir die Befähigung zum Pfarramt abgesprochen wurde. Das hat dann wiederum dazu geführt, dass die Landeskirche mich trotz gutem Examen nicht in den kirchlichen Dienst und ins Vikariat übernahm – so ging ich ins Exil ins lutherische Mecklenburg, wo der frühere Rektor von Hermannswerder, Walter Schulz, Ausbildungsreferent war und Heinrich Ratke als Bischof das Risiko mit mir einzugehen bereit waren.

Andere Konflikte wurden eher im persönlichen Gespräch ausgetragen – etwa solche, bei denen es ums „Gehen oder Bleiben“, also um die Ausreise in den Westen ging. Hier folgte das Sprachenkonvikt dem allgemeinen Trend der evangelischen Kirchen und lehnte einen solchen Weg rundweg ab. Ein zusätzliches Argument war hier, dass angesichts der unklaren rechtlichen Situation des Konvikts ein Ausreiseantrag eines Studenten als Gefährdung des Konvikts angesehen wurde. Ich weiß dies etwa von Christhard Neubert, meinem Nachfolger als Vorsitzenden der Studentenvertretung, der nach seinem Ausreiseantrag sofort exmatrikuliert wurde. Immerhin konnte er noch für einige Stunden als Gasthörer am Lehrbetrieb teilnehmen. In Westberlin schließlich hatte er lange Schwierigkeiten, bis die Kirchenleitung ihn in die Liste der Theologiestudenten aufnahm.

In diesen Konflikten wurde deutlich, dass Angst und Sorge angesichts der rechtlich ungesicherten Existenz des Hauses ständig präsent waren. So war die erlebte Freiheit in diesem Staat voll Repression immer auch angefochten.

Die konkreten Lebensbedingungen erforderten zur Schaffung der Lebensgrundlagen auch immer Ausflüge in die Illegalität. Das galt vor allem für die Bibliothek, über die Jahre professionell geführt durch Adolf Laminski. Die Beschaffung der Bücher aus dem Westen – Grundlage für ein ordentliches Studium - erfolgte nicht immer auf legalen Wegen. Noch schwieriger war das Bauen – doch gelang es dem Ephorus Lorenz zum Beispiel, dass für den Palast der Republik bestimmte Materialien bei uns verbaut wurden. Im großen Saal sind sie noch heute zu besichtigen. So etwas konnte auch tüchtig schief gehen – so wurde er eines Tages in Handschellen aus dem Haus geführt. Ein Schock für alle, die es erlebten.

Die Lebenswirklichkeit in der DDR als Diktatur war am Konvikt ständig präsent – wurde aber nicht als solche thematisiert. Das hätte die Existenz des Hauses wahrhaftig unmittelbar gefährdet. Doch konnten hier Kompetenzen erworben und Grundhaltungen entwickelt werden, die eine Grundlage schufen, sich auch explizit mit der politischen und gesellschaftlichen Lage in der DDR auseinanderzusetzen. In den Zeiten des Umbruchs, in der Friedlichen Revolution 1989 und im Prozess der deutschen Einheit 1990 wurden viele „Sprachenkonviktler“ unmittelbar politisch aktiv. Der Kirchengeschichtler Wolfgang Ullmann gehörte zu den zentralen Figuren der Bürgerrechtsbewegung „Demokratie Jetzt“. Besonders stark war die Beteiligung bei der Sozialdemokratischen Partei in der DDR, die Martin Gutzeit und ich 1989 initiierten und auf den Weg brachten. Im Gemeinderaum der Golgathagemeinde im Hinterhof veranstalteten wir (d.h. ein Philosophiekreis um Peter Hilsberg, dem damaligen Pfarrer dieser Gemeinde) am 25./26. August 1989 ein Menschenrechtsseminar zum 200. Jahrestag der Bürger- und Menschenrechte in der Französischen Revolution. Richard Schröder, Martin Gutzeit, ich selbst und andere hielten hier Vorträge. Im Abschlussplenum trug ich dann den von Martin und mir verfassten Aufruf zur Gründung einer Sozialdemokratischen Partei in der DDR vor. Das schlug ein wie eine Bombe – war es doch die erste Initiative einer Organisation der Opposition außerhalb der Kirche. Hier wurde Arndt Noack, auch ein ehemaliger Student des Konvikts und damals Studentenpfarrer in Greifswald, zum Dritten im Bunde. Konrad Elmer, Steffen Reiche und Thomas Krüger gehörten dann schon vor der formellen Gründung am 7. Oktober zum Vorbereitungskreis. Mein Bruder Hans-Martin wurde in den Ost-Berliner Vorstand des SDP-Bezirksverbandes gewählt. Richard Schröder ging im Dezember für uns in den Verfassungsausschuss des Runden Tisches, trat

dann der Partei bei und arbeitete an den Programmen mit, ebenso Jörg Milbradt, der einen wichtigen Anteil an der Formulierung des Grundsatzprogrammes hatte. Das Wahlprogramm entwickelten wir Anfang 1990 in Haus von Richard Schröder in Blankenfelde. Nach der Wahl der Volkskammer wurde er Fraktionsvorsitzender der Ost-SPD, wir führten gemeinsam die Koalitionsgespräche und dann hatte er einen wesentlichen Anteil am Meinungsbildungsprozess zur deutschen Einheit. Der langjährige Freund und Mitstreiter Hans Misselwitz wurde Staatssekretär bei mir im Außenministerium. Ich suchte dringlich vertrauenswürdige Personen mit Auslandserfahrung, und solche waren in der DDR schwer zu finden, es sei denn solche, mit ökumenischen Erfahrungen. So wurde Stephan Steinlein Botschafter der DDR in Frankreich – diesen Posten bekleidet er heute, am Ende seiner Berufskarriere, wieder - für die Bundesrepublik Deutschland.

Nun haben wir alle nicht am Sprachenkonvikt studiert, um Politik zu machen. Und doch befähigte dieses Studium in seiner großen geistigen Freiheit und Spannbreite dazu, auch solche Aufgaben und Herausforderungen wahrnehmen zu können. Ich habe keine Zahlen, wieviel Pfarrer in der DDR vom Sprachenkonvikt und den anderen Kirchlichen Hochschulen kamen. Bis heute treffe ich sie immer wieder und erlebe hoch kompetente Personen, die in schwierigen Zeiten Gottes Wort verkündeten und den Menschen in der Diktatur und später in den Zeiten schwieriger Umbrüche zur Seite standen. Trotz breiter Entkirchlichung der Gesellschaft – ein Erfolg der atheistischen Politik und der Repression über Jahrzehnte – hatten die Kirchen offensichtlich doch eine so große Glaubwürdigkeit, dass die Ende 1989 gebildeten Runden Tische landauf landab weitgehend von Pfarrern moderiert wurden. Ihnen traute man es offensichtlich von beiden Seiten zu, faire Verhandlungen zu moderieren.

Meine Damen und Herren,

das Sprachenkonvikt vereinigte sich nach der deutschen Vereinigung mit der Theologischen Fakultät, und auch die KiHo kam dann dazu – all diese Geschichte ist heute in der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität vereinigt. Es ist gut, dass dies dort im Haus bewusst ist und als geschichtsträchtiges Erbe gepflegt wird. Das ist gewissermaßen ein Signal gegen den Trend. Ohne es sich wirklich bewusst zu machen, begegnet einem heute meist der Trend, dass man glaubt, die deutsche Geschichte verlaufe gemeinsam bis 1945 und dann wieder ab 1990 – und dazwischen ereignete sich deutsche Geschichte im Westen Deutschlands. Die SBZ und DDR werden dagegen als eine Sondergeschichte angesehen, interessant für die Betroffenen und für Experten. Kaum jemand, kaum eine Institution hat es in ihr Erbe und ihre Geschichte aufgenommen, dass die deutsche Nachkriegsgeschichte eine geteilte Nachkriegsgeschichte war – in welcher beide Teile nicht wirklich verstanden werden können ohne ihren Bezug auf den jeweils anderen. Das gilt leider weitgehend bis heute auch auf kirchlicher Ebene.

Die Erfahrungen der Kirche in der DDR – und dazu gehört das Sprachenkonvikt! – gehören in die Kirchengeschichte der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – und damit auch in die Verantwortung der EKD. Weit früher als im Westen haben die Kirchen in der DDR die Erfahrung gemacht, in der Gesellschaft zu einer Minderheit geworden zu sein. Die Auseinandersetzung mit Atheismus und Säkularisierung gehörte zu ihren Lebensbedingungen. So ist es kein Zufall, dass die Auseinandersetzung mit Dietrich Bonhoeffer am Sprachenkonvikt eine wichtige Rolle gespielt hat. Der Bund der evangelischen Kirchen und die EKD haben in verschiedenen Hinsichten versucht, sich diesen Herausforderungen zu stellen und ihnen zu begegnen, etwa durch neue Ausbildungsformen und neue Aufgabenverteilungen in der kirchlichen Mitarbeiterschaft. Könnte es nicht sein, dass es hier etwas zu entdecken gibt, das vielleicht auch für die Zukunft der Kirche in Deutschland von Bedeutung ist?

Die Geschichte des Sprachenkonvikts als Ort geistiger Freiheit und christlicher Existenz im atheistischen Umfeld wahrzunehmen, gehört in diese Aufgabe und ich bin froh, dass das Theologische Konvikt diese mit dieser Ausstellung und dann hoffentlich auch mit einer weiterführenden Website angenommen hat. Wolf Krötke hatte einen großen Anteil daran. Er hat

diese Ausstellung angeregt – aber nun nicht mehr erlebt. Wir danken ihm sehr dafür – und denen, die diese Anregung aufgenommen haben.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!